

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 5 (1900-1901)
Heft: 7

Rubrik: Sprechsaal
Autor: Furrer, M.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tönten von einem nahen, schmucken Turm herab einige Glockenschläge. „Grad' wie daheim,“ dachte ich im Stillen. Weiter tönten die Glocken und zu meinem Ohr hernieder drang die herzergreifende Melodie:

Herz, mis Herz, warum so trurig?
Und was soll das Ach und Weh?
S'isch so schön in frönde Lande:
Herz, mis Herz, was fehlt d'r meh? —

Dieses wunderliebliche Glockenspiel lockte mich noch oft in seine Nähe, und ich hörte dort noch manche schöne Weise aus der Heimat.

Was mich an der Weltausstellung noch besonders freute, das waren die Vorkehren, die zur Unterdrückung ansteckender Krankheiten getroffen waren. Es sprach daraus, wie aus den meisten meiner Erlebnisse, ein freundlicher Geist allgemeiner Menschenliebe, dieser gleiche Geist begleitete mich auf meiner Heimreise, überwand für mich verschiedene Schwierigkeiten, half mir zurecht mit dem Gepäck, erinnerte mich daran, nichts zu vergessen, und so gelangte ich unvermerkt in die Heimat zu meinem Häuschen im Grünen. Doch noch nie seit dem Tode meiner lieben Eltern war mir mein freundliches Heim so düster vorgekommen, und es bedurfte eines gewaltigen Anlaufs, um von dem Berge der Verklärung, auf welchem ich gewellt, ins gewöhnliche Alltagsleben hinunter zu steigen. Die Accorde, welche der Lehrerkongress in Paris angestimmt, werden nie mehr in meinem Innern verklingen. Für jeden Menschen, welcher Ideale kennt, gilt ja Schillers Wort:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben.
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“

Sprechsaal.

Unschuld. Millionen Schneeflocken waren in der Nacht leise zur Erde herniedergeschwebt, und am Morgen lag sie da, die weisse, grosse Decke, ausgebreitet über die müde Erde, wohlthätig verhüllend die kahlen Fluren und den schwarzen, düstern Bäumen weichen Schmuck anlegend. Der erste Kuss der Sonne, die sich müde über die weissen Hügel emporarbeitet, zaubert ein zartes Rot auf das blendende Gefilde, und dann ist es preisgegeben dem tausendfältig erwachenden Leben. Kinderfüsse stampfen durch den Schnee, die Händchen formen Ballen aus der weichen, weissen Masse; die grossen Menschen schaufeln und kehren sie durcheinander, um sich Wege zu bahnen. Auf dem schwanken Geländer zerstört der zierliche Vogelfuss die reine Hülle, auf der Strasse der Huf der Pferde. Rauh erhebt sich der Nordwind und beraubt die Bäume ihres leuchtenden Schmuckes, oder die Sonne lässt neidisch ihre stechenden Strahlen durch den dürftigen Nebelschleier dringen und brennt da und dort ein Stück des weissen Schneegewandes weg. Am Abend ist es tausendfach befleckt, zerrissen, zerstört.

Ein neugeborenes Menschenkind ist eine Gabe vom Himmel. Rein, wie der frischgefallene Schnee ist seine Seele, wenn das Morgenrot der ersten Lebenstage über ihm erstrahlt, rein, von keiner Schuld befleckt, von keinen Reuequalen zerrissen. Aber dann kommt das Leben, und mit ihm naht sich die Schuld. Bald ritzt sie leicht, wie der Fuss eines Vogels, das Kleid der Unschuld, bald sind ihre Spuren tief und gross und nimmer zu verwischen. Bald

naht sie sich, nicht leicht erkenntlich, mit trügerisch goldenem Schein, bald stürmisch, wuchtig, die Unschuld grob zerfetzend.

Wie sieht's da am Abend aus, am Abend des Lebens? Wohl dem, der es gehütet hat, sein Kleid der Unschuld, und wohl dem, der dasjenige seines Nächsten behütet. Ich meine nicht dasjenige des reifen Menschen, nein, das zu thun ist uns Menschen zu schwer, ja unmöglich; wer aber jeden Morgen so manches Paar unschuldsvoller Kinderaugen auf sich gerichtet sieht, dem ist ein anderer Weg gewiesen. -em-

Warum der kleine Fritzli durchaus nicht in den Kindergarten wollte. (Eine wohlweise Geschichte.)

Als der kleine Fritzli hörte, dass er in den Kindergarten solle, da zeigte sich, dass die Eltern ihn von seiner allerunliebenswürdigsten Seite noch nicht einmal kennen gelernt hatten. Er schrie so gewaltig, dass nach fünf Minuten die Züge 2, 5 und 6 der Feuerwehr zur Stelle waren, und trommelte mit seinen Füßen so heftig und gleichmässig gegen Thür, Kommode, Eckschrank und Bauch des Vaters, dass die Zeitungen am nächsten Tage von einer „erdbebenartigen Erscheinung“ berichteten.

Die kindliche Psyche gibt oft dem ältesten und weisesten Manne unlösbare Rätsel auf, und so beschloss denn auch der Vater des kleinen Fritzli, vorderhand von jeglichem Zwange abzusehen und sich abwartend zu verhalten.

„Es gibt in der kindlichen Seele Sympathien und Antipathien, ja, man kann wohl sagen: Idiosynkrasien, die sich selbst unserer Einsicht verschliessen,“ sagte der Vater, ein oft examinierter Mann, zu seiner Gattin.

Diese, als sie alle die griechischen Wörter hörte, wollte sorgenvoll nach einem Arzte schicken, aber der Haushaltungsvorstand meinte, dass ein Arzt auch hierin nichts thun könne.

Eines Tages aber kam es unvermutet ans Licht, weshalb der kleine Fritzli sich mit Nägeln und Zähnen gegen den Kindergarten gestraubt hatte.

Das Kind hatte sich vorgestellt, dass die Kinder dort in die Erde eingegraben, an Pfähle gebunden, mit Kalk bestrichen, mit Wasser und Tabakjauche begossen und an Nase und Ohren mittels einer grossen Gartenschere fleissig geputzt würden, wie er solches alles im Garten seines Vaters beobachtet hatte.

Konnte ein fühlendes Herz es der zarten Kindesseele verargen, wenn es vor einer solchen Behandlung in mimosenhafter Scheu zurückbebt?

Wir aber, als gewissenhafte und aufmerksame Menschenfreunde, wollen aus dieser Geschichte die Lehre ziehen, dass man die Kinder gar nicht früh genug mit den wahren Absichten Pestalozzis und Fröbels bekannt und vertraut machen kann.

(Aus der „Jugend.“)

An die lebenswürdige Kollegin mit dem guten Gedächtnis. Das nenne ich mal eine freundliche Ueberraschung! Sitze ich da gemütlich auf der Ofenbank, — denn das Bänklein vor der Haustüre war ganz eingeschneit, — und langweile mich ein wenig. Wenn ich ein Mann wäre, so würde ich mir ein Pfeifchen anstecken. Ich weiss, es gibt Damencigaretten; aber — kurz, die Winterabende sind lang, — Lang! Heilige Macht der Gewohnheit und des gedankenlosen Nachplapperns! Gibt es überhaupt noch lange Winterabende? So ein köstlicher, langer Winterabend! Wenn der Schnee sachte fällt und der Uhu schreit, da freue ich mich auf den schönen Abend im warmen Zimmer, beim traulichen Schein der Lampe; ich denke mir: erst flick' ich meine Handschuhe, dann les'

ich die Zeitungen und dann schreib' ich ein paar Zeilen, z. B. für die Lehrgottenzeitung. Himmel, wie ist es da schnell elf Uhr oder gar Mitternacht! Und dazu keine Handschuhe geflickt, keine Zeitung gelesen, kein Wort geschrieben! Es ist mir irgend ein „feines“ Buch in die Hände geraten oder auch der „Blitz“, mein guter Schlitten, ist in Aktion getreten und ist ein paar Mal mit mir über die weisse Fläche gesaut! Schöne lange Winterabende, wo seid ihr geblieben? Ihr steckt wohl zusammen mit der gelben Postkutsche und Grossmutter's Spinnrad in der grauen Rumpelkammer der Geschichte!

Also, wenn ich manchmal so alleine auf der Ofenbank sitze, befällt mich die Langezeit nach den guten alten Winterabenden! punkto Vogelgezwitscher bin ich auf den Uhu, die Krähen und unsern Haushahn angewiesen; die wissen von nichts zu erzählen, als von Eigennutz, Härte, Hochmut, elender Politik und flügelahmen Idealisten! Mir wird oft ganz Schopenhauerisch und Tolstoianisch zu Mut; ich habe das ganz bestimmte Gefühl, dass mir nur noch Eines wahre Genugthuung verschaffen könnte; nämlich, wenn sich die ganze Menschheit, und ich damit, Kopf voran ins Meer der Ewigkeit stürzen würde! Wie wohlthuend friedlich würde es auf der Welt aussehen, wenn plötzlich kein einziges Menschlein mehr auf der Erdkruste herumkrabbeln würde! In einer solchen Leopardischen Stimmung war ich eben, als mir ein grosser Rabe, — oder war es ein Hühnervogel? — die liebe Lehrerinnenzeitung brachte. (A propos! ein schrecklich langes Wort; ganz unzwanzigstes jahrhundertgemäss! gibt es keinen kürzeren Zeitungstitel?) Die Lehrerinnenzeitung mit dem lebenswürdigen Grusse einer unbekannten Freundin, in lebenswürdiger Weise übermittelt durch die lebenswürdigste Redaktorin. Wie süsser Sonnenschein fiel es in mein Herz; vergessen war das Eulengeschrei und Rabengekrächz; mögen sie tanzen um das goldene Kalb, die schlaunen, gierigen Börsenherren; mögen andere nach Ruhm und Ehre jagen durch die schmutzigen Meander der verabscheuungswürdigsten Politik; möge sich die Ungerechtigkeit breit machen, möge die Lüge herrschen, Betrug und Heuchelei, im grössten, wie im kleinsten Gemeinwesen! Noch gibt es ehrliche Herzen, mit lauterem Sinn und reinem Wollen! Noch gibt es, o süsses Wunder! gleichgestimmte Schwesterseelen, die dein sehnsuchtsvoller Ruf anlockt, Arier. Zarte Fäden der Sympathie spinnen sich leise an. Schade, schade, dass ich als *Jungfrau* Arier im Briefkasten proklamiert wurde; ich that mir nicht wenig zu gut auf den männlichen Klang meines Pseudonyms! Nun hat mir, trotz meines Jungfrauentums, eine liebe Kollegin die Ehre erwiesen, sich noch meiner zu erinnern! Ich merke wohl, Zola ist ein missgünstiger Mensch; der schreibt ganz erbärmlich von den Miseren der armen Schriftsteller, und wie sie jeden Morgen einen „crapaud“ verschlingen müssen! Er will uns gruseln machen, damit wir lieber zur Mistgabel greifen, als zur Feder. Ich thue auch gerne harken und rechnen, und lausche mit Entzücken dem allmählichen Aufgehen einer duftigen Rose; aber lieber noch ist mir die liebliche Wunderblume der Sympathie, die mir im Menschenherzen entgegenspriesst! Drum lob' ich mir meine kleine Feder; als ein Blaustrumpf will ich leben und sterben, crapaud hin, crapaud her. Im deutschen Märchen hat der „crapaud“ oft ein güldenes Krönchen an, und, denen er wohl will, die kann er zu grossen Schätzen führen, zu funkelndem Geschmeide, mit blitzenden Edelsteinen! Und die Lehrerinnen-Zeitung soll leben, samt ihrer unvergleichlichen Redaktorin, denn dort ist gutes Erdreich für blaue Wunderblumen!

Und nun, meine liebe Kollegin, da ich so treulich Aufschluss über mein Verbleiben gegeben habe, hoffe ich, Sie werden sich nun auch weiter zu erkennen geben.

Mit warmem Händedruck, von der Ofenbank aus,

Arier.

Zur Erhaltung der Berufsfreudigkeit. Lehrerin, willst du dir die Berufsfreudigkeit erhalten, dann vergiss die Pflege der Gesundheit nicht. Hüte dich einerseits vor allem, was dieselbe untergräbt, und lasse andererseits nichts ungeschehen, was fördernd auf dieselbe einwirkt. Kränklichkeit bringt unsern besten Bestrebungen jeden Augenblick hindernde Schranken entgegen, und diese heissen auf berlinerisch: „Es jinge wohl; aber es jeht nicht.“ Das ist recht verdriesslich. Die durch Kränklichkeit erzeugte nervöse Reizbarkeit der Lehrerin ruft Verstimmung unter den Schülern hervor. Solche Verhältnisse wirken hemmend auf den Unterricht und werden nicht verfehlen, zuletzt auch die Berufsfreudigkeit der Lehrerin zu untergraben.

Das beste Mittel zur Bekämpfung nervöser Reizbarkeit ist, — nach meiner Erfahrung — anstrengende Arbeit an frischer Luft. Spaziergänge thun durchaus nicht den gleichen Dienst; da ist die körperliche Anstrengung so gering, dass das Gehirn wieder unsern Willen seine Fäden weiter spinnt und nicht ausruht. Bei mühsamer Arbeit aber unterbricht das Gehirn seine Arbeit, und Geist und Gemüt werden voll von blauem Himmel und Sonnenschein. Zweifelt wohl jemand an der heilsamen Wirkung solcher Stimmungen? Aus diesem Grunde kann auch die Gartenarbeit den Lehrerinnen nicht genug empfohlen werden. Darum:

Auf, den Spaten in die Hand,

Rüstig vor ins Gartenland!

Nicht gescheut die schweren Schuh!

Der frischen Luft, der Sonne zu!

M. Furer.

Mitteilungen und Nachrichten.

Schenkung. Von den tit. Angehörigen unserer jüngst verstorbenen Kollegin, Frl. Rosa Klötzli, gew. Lehrerin in Burgdorf, ist dem Lehrerinnenheim die schöne Gabe von Fr. 200 zugewendet worden. Dieselbe wird hiemit auch noch öffentlich aufs Herzlichste verdankt und — einem löblichen weitem Publikum zu gütiger Nachahmung aufs Wärmste empfohlen.

Mitteilung. In der Mitgliederversammlung der Sektion Bern-Stadt vom 23. Februar letzthin, ist der Sektionsvorstand teilweise erneuert worden. Derselbe hat sich in seiner ersten Sitzung vom 3. März konstituiert wie folgt:

Frl. Emma Graf, Präsidentin (neu).

„ Luise Merz, Vice-Präsidentin (bish.)

„ Marie Garraux, I. Schriftführerin (bish.)

„ Julie Bähler, II. Schriftführerin (bish.)

„ J. El. Pfotenhauer, Kassierin (neu).

„ Anna Rohner, Beisitzerin (bish.)

„ Hedwig Abegg, Beisitzerin (bish.)

„ Emma Tschumi, Beisitzerin (neu).

„ Emma Ziegler, Beisitzerin (neu).

Anregung. Obwohl ich zu „den Stillen im Lande“ gehöre und da hause, wo die Eisenbahn (nicht aber die Civilisation) aufhört, so liegt mir das Wohl